

Atemlos komme ich auf dem Grat an. Hier muss die Grenze sein. Ein quadratischer Stein deutet darauf hin, ansonsten bleibt sie unsichtbar. Das Tal links von mir liegt in Österreich, das rechts in Deutschland. Zwei Gämse, die ich aufschrecke, hüpfen von Land zu Land. Nachdem die Sonne untergegangen ist, rolle ich die Isomatte aus. Meine Füße liegen in Deutschland, mein Kopf in Österreich. Über mir der Sternenhimmel, grenzenlos. Und ich frage mich: Endet mit der Pandemie das Europa, das wir kennen?

Die Pandemie hat die Charakteristika des innereuropäischen Lebens unterbrochen. Mit dem Virus kamen Grenzkontrollen nach Europa zurück. Viele Schengen-Staaten führten Einreisebeschränkungen ein, zeitweise war der Grenzverkehr stillgelegt. Und noch immer ändert sich regelmäßig die Liste der Regionen, die als Risikogebiet eingestuft werden.

Wie denken Menschen über die Kontrollen, die in Grenzregionen leben, arbeiten, reisen? Und wie verändern diese Beschränkungen ihr Gefühl zu Schengen, zu Europa und den Lebensalltag mit den Nachbarn jenseits der Grenze? Eine Reise entlang der deutschen Außengrenzen im Norden, Osten, Süden und Westen.

DER NORDEN

WIRTSCHAFTLICHE VERBUNDENHEIT

Zwei Wochen bevor ich auf dem Bergkamm liege, beginnt meine Reise in Flensburg an der Ostsee. Gleichmäßig trete ich in die Pedale meines Fahrrads, der Gegenwind rauscht in den Ohren. Hinter der A7 saust plattes Land an mir vorbei, Gärten ohne Zäune, Schilder auf Deutsch und Dänisch. Ich folge dem Grenzradweg, der von Flensburg nach Hojer führt und dabei auf 132 Kilometern 13 Mal die deutsch-dänische Grenze kreuzt. Wenn ich gut vorankomme, stehe ich morgen an der Nordsee. Wenn.

Hinter Ellund muss ich abrupt bremsen. Eine Barrikade aus Sandsäcken und Plastikbarken versperrt die Straße, die im rechten Winkel nach Dänemark abbiegt. Ein großes Vorhängeschloss gibt mir zu verstehen, dass die Barriere ernst gemeint ist. Als ich dennoch überlege, mein Fahrrad darüber zu heben, radelt ein Anwohner heran. Ich erzähle ihm von meinem Vorhaben, er schüttelt den Kopf: Keine gute Idee. Irgendwo auf der dänischen Seite, zwischen den Sträuchern am Rand des Weizenfeldes, sei eine Überwachungskamera versteckt. Ich trete ein paar Schritte zurück. „Tja, so is das, nech“, sagt der Rentner. So stehen wir nebeneinander, vor uns die verbarrikadierte Straße nach Dänemark, links und rechts davon der hüfthohe Wildschweinzäun zum Schutz vor der Afrikanischen Schweinepest, und im Gebüsch mutmaßlich eine Kamera.

Der Anwohner sagt mir, dass ich am Grenzübergang Peppersmark queren könne. Also wieder aufs Rad, durch das Hinterland fahre ich weiter, eine Stunde lang. Die Straße, die auf den Grenzübergang zuläuft, säumen nur wenige Häuser. Das vorletzte ist ein Supermarkt, eine dänische Diskonterkette. Alkohol, Softdrinks, Gasflaschen – Däninnen und Dänen kaufen hier Dinge ein, die in Dänemark teurer sind. Ein Supermarkt, und doch auch ein symbolträchtiger Ort. Denn untrennbar ist die europäische Integration mit der Wirtschaft verknüpft, viele der ersten europäischen Verträge fokussierten auf den Binnenmarkt.

Während die Übergänge geschlossen waren, sei der Parkplatz leer geblieben, erzählt mir Marion. Sie arbeitet in der Filiale und taucht hier nur mit Vornamen auf, wie alle der kurzen Begegnungen meiner Reise, die ich radeln oder wandern eingefangen habe. „Nun haben wir wieder zu tun“, sagt Marion und nickt hinüber zu den parkenden Autos.

Die ausbleibenden Kunden waren das meine. Etwas anderes hat Marion jedoch mehr zu schaffen gemacht: „Mein Sohn lebt in Dänemark. Ihn konnte ich nicht besuchen“, erzählt sie. „Wenn man mehrere Monate lang sein Kind nicht sehen darf, ist



Nord: der deutsch-dänische Grenzübergang bei Ellund.

Grenzerfahrung

Unser Autor war im Corona-Sommer entlang der deutschen Außengrenzen unterwegs. Er wollte wissen, ob es diese Trennlinie wirklich gibt – und stieß dabei auf eine größere Frage: Könnte die europäische Idee an der Pandemie zerbrechen?

Von Fabian Franke (Text und Fotos)



Ost: alte Brücke über die Neiße bei Forst in der Lausitz.

das furchtbar. So muss es sich für die Leute früher in der DDR angefühlt haben.“ Ihre Augen werden glasig, sie streicht sich Strähnen aus dem Gesicht, die da eigentlich nicht sind. Der Vergleich mit der DDR mag hinken – ein Gefühl der Zerrissenheit scheint Marion dennoch ergriffen zu haben. Fast alle Menschen, mit denen ich in den Grenzregionen sprechen werde, haben familiäre oder berufliche Bindungen über die Grenze hinweg.

Nur wenige Hundert Meter entfernt schwitzt ein dänischer Beamter am Grenzübergang in der Sonne. Als ich mit meinem Fahrrad heranrolle, fixiert er mich. „Dit pas tak!“, sagt er – Reisepass, bitte! Kindheitserinnerungen werden wach: 90er Jahre, Hochsommer, A7 Richtung Norden, meine Schwester und ich auf der Rückbank unseres Kombis, eingepfercht zwischen Reisetaschen. Sobald wir im Stau auf den Grenzübergang Ellund zwischen

Deutschland und Dänemark zurollten, drehte mein Vater das Radio leiser, wir nahmen die Füße von den Fensterlehnen – Anspannung. Für mich hatte der Grenzbeamte die Macht, unseren Sommerurlaub zu beenden. Erst wenn die Grenzstation im Rückspiegel kleiner wurde, begann für mich die Ferienstimmung. 2001 schaffte Dänemark die Kontrollen ab.

Nun stehe ich wieder vor einem dänischen Grenzbeamten, 20 Jahre später. Als ich ihm meinen Personalausweis zeige, fragt er mich, wie lange ich in Dänemark bleiben wolle. Nur wenige Stunden, bis der Grenzradweg eben wieder zurückführt, erkläre ich auf Englisch. Der Beamte schüttelt den Kopf und gibt mir meinen Ausweis zurück. Mindestens sechs Übernachtungen müsste ich bleiben. Oder aus Schleswig-Holstein kommen. Im August wird Dänemark diese Regelung wieder aufheben. Doch in diesem Moment ist es das erste Mal in meinem Leben, dass ich an einer Grenze abgewiesen werde. Der freie Personenverkehr ist ein Privileg, an das wir uns als Europäerinnen und Europäer gewöhnt haben. Ich wende mein Fahrrad und mache Platz für die dänischen Autos, die hinter mir warten. „Good trip“, nickt mir der Beamte zu.

Bis an die Nordsee werde ich auf dieser Etappe nicht mehr kommen. Stattdessen rolle ich durch Grenzorte, beobachte einkaufende Däninnen und Dänen in Supermärkten, die sparen wollen, und spreche mit Deutschen, die in Dänemark arbeiten, weil sie mehr verdienen wollen. „Freizügigkeit von Waren und Personen“ heißt das in Amtssprache – hier sehe ich deutlich, was es im Alltag bedeutet.

DER OSTEN

KRIEG UND FRIEDEN

Lautlos zieht unter mir die die Neiße dahin und glitzert in der Vormittagssonne. In Bad Muskau am nordöstlichsten Zipfel Sachsens, stehe ich auf einer Brücke des Stadtparks. Zwei ältere Pärchen schlendern an mir vorbei, überqueren die Brücke – und somit die Grenze nach Polen. Als ich sie anspreche, gibt einer aus der Gruppe zurück: „Wollen Sie jetzt unsere Pässe sehen?“ Alle lachen. Die vier kommen aus Leipzig, ihre Urlaubspläne haben sie dieses Jahr auf Deutschland zugeschnitten – die Algarve muss warten.

„Bis '89 gab es für uns viele Grenzen, die wir nicht einfach übertreten konnten. Selbst die nächste Grenze in der Bundesrepublik war für uns tabu“, erzählt Barbara. Mit ihrem Partner habe sie in den vergangenen Monaten neue Orte in Deutschland entdeckt, Grenzen gemieden. Für sie sind Kontrollen innerhalb des Schengenraums ein Zeichen gegenseitiger Rücksichtnahme: „Viele andere Länder sind nicht in der Lage, die Ausbreitung medizinisch zu kontrollieren. Wenn die Kontrollen wichtig sind, um die Pandemie einzudämmen, sollte man das schon machen.“

Hinter Bad Muskau gehen weitläufige Wiesen in Wälder über, ab und an sind Häuschen hinter Hecken zu erkennen. Büsche und Schilfgras flankieren die Lausitzer Neiße, und auch hier steht kniehoch ein elektrischer Wildschweinzäun. Immer wieder passiere ich Platten- oder Kieswege, die im rechten Winkel auf den Fluss zuläufen – und dann im Nichts enden. Dahinter Brückenpfeiler, halb zerfallen, als wären sie erst gestern gesprengt worden. Dutzende sind es entlang von Oder und Neiße. Mahnmale aus Zeiten des Zweiten Weltkriegs. Ich trete in die Pedale, vorbei an den ehemaligen Brücke bei Zarki Wielkie, bei Bahren, bei Kleinbademeusel.

Dort treffe ich auf Justine und Laura. Die zwei jungen Frauen sitzen auf einer Holzbank und essen Erdbeeren. Fünf Tage lang fahren sie von Zittau nach Frankfurt, immer entlang Neiße und Oder. Es ist nicht ihre erste gemeinsame Radwanderung – doch die erste, bei der sie sich Gedanken um Grenzen machen. „Die Bundesländer haben unterschiedliche Maßnahmen getroffen. Wir waren deshalb unsicher – wie sieht es mit den Unterküften aus, mit den

Grenzen?“, sagt Justine. Als ich sie frage, wie sie die Grenzkontrollen einiger Schengen-Staaten wahrnimmt, wird sie nachdenklich: „Meine Sorge ist schon, dass die Länder ein bisschen dicht machen. Es gibt Liebesbeziehungen, die sich gerade nicht sehen können – obwohl wir in der EU sind!“

Ist diese Abschottung Ausdruck von Rücksichtnahme und gegenseitigem Schutz? Oder stärkt die Pandemie letztlich den Nationalismus, das Eigenbrödlertum? Ich nehme diese Gedanken mit auf die letzten Kilometer bis nach Forst in der Lausitz, dem Ziel meiner Etappe. Auch hier ragen im Abstand von wenigen Kilometern zerstörte Brückenpfeiler aus dem Flussbett. An diesem Tag kommen sie mir vor wie mahnende Zeigefinger, gegen den Krieg, für den Frieden.

DER SÜDEN

NACHBARSCHAFTEN

Kies knirscht unter meinen Schuhsohlen. Nach fast 200 Kilometern auf dem Fahrrad freue ich mich über die Abwechslung. Ich bin im Priental, an dessen Ende Sachrang vor der österreichischen Grenze liegt. Über einen Trampelpfad stoße ich auf den „Grenzenlos-Wanderweg“ – so kündigt es ein Schild an. Ich will den Weg bis zum Walchsee in Österreich gehen und dann auf alten Schmugglerwegen zurück ins Priental absteigen. Am Ortsausgang von Sachrang fallen mir zwei Männer auf. Gerhard aus Tirol und Michael aus Deutschland stehen um eine Spaltmaschine, die einen Keil unter lautem Krachen in astige Stämme treibt. Nur wenige Hundert Meter von hier liegt der Grenzübergang, drei Monate war er geschlossen. Wie haben beide diese Zeit erlebt?

„Da ist Österreich, da auch“, sagt Michael und zeigt auf die ringsum aufsteigenden Berghänge. „Auf den Wanderwegen waren wir schnell in Österreich. Und da stand die Bundespolizei und hat kontrolliert, auf 1200 Metern!“ Michael schüttelt den Kopf, eine „skurrile“ Situation. Gerhard wirkt nachdenklicher: „Für mir war des scho schlimm, dass sie die Grenzen zug'macht hom“, ergänzt er. „Das ist doch Nachbarschaft, hier im Grenzgebiet.“ Der Weg zur Alm, um Milch und Käse zu holen, plötzlich nicht mehr möglich. Und er fügt an: „Für mich sind das vom Menschen künstlich gezogene Grenzen.“

Hinter Sachrang wird der Pfad zur Teerstraße. Ohne es zu merken, passiere ich die Grenze nach Österreich. Der Wald gibt den Blick auf das Inntal frei. Es liegt zu Füßen des Zahmen Kaisers, der sich als graue Bergkette aus dem Grün erhebt. Darüber türmen sich dunkle Wolken, in der schwülen Gewitterluft zirpen Grillen.

In Rettenschösch, dem ersten Dorf auf österreichischer Seite, sitzen Elfriede und Andreas vor einem dunklen Holzhaus bei Kaffee und Kuchen. Beide sind im fortgeschrittenen Rentenalter. Auch sie erzählen von einer Nachbarschaft mit Hindernissen: „I hob a Schwester obn in Sachrang, die hat hier von einem Bauern Rindfleisch bestölt“, sagt Elfriede. Ich muss genau hinhören, um das Tirolerisch zu verstehen. Elfriede habe ihrer Schwester das Fleisch bringen wollen – aber dann wurde die Grenze gesperrt. „Das Bundesheer stand da“, ergänzt Andreas. Elfriede und ihre Schwester hätten sich deshalb etwas oberhalb auf einer Wiese getroffen, wo die „Übergabe“ unbemerkt stattfinden konnte. Während Elfriede davon erzählt, versucht sie, ein Schmunzeln mit der Hand zu verdecken.

Die Alpenregion kennt viele dieser Geschichten. Auf Schmugglerwegen wurden Milch, Käse und Fleisch von einem in das andere Tal geschafft. Man half sich aus – ungeachtet der Grenzsteine, die auf den Gipfelketten und in den Geröllfeldern der Bergflanken sowieso nur jeweils ein Stein unter vielen sind. Nachbarschaften eben.

Am Walchsee biege ich nach Norden ab. Der Schotterpfad führt steil bergauf, Kuhlocken bimmeln. Monoton setze ich meine Füße auf den Kies. Knirscht, knirscht.



Süd: Wegmarkierung in Österreich, unweit von Sachrang im Chiemgau.

KARL-GEROLD-STIFTUNG

Dieser Text entstand mit Unterstützung eines Reisestipendiums der Karl-Gerold-Stiftung.

Eindrücke und deren spätere journalistische Aufarbeitung.

Die Karl-Gerold-Stiftung ist Mitbesitzerin der FR. Sie hilft Studierenden und jungen Journalistinnen und Journalisten. Die Stiftung orientiert sich bei dem Reisestipendium an ihrem Stifter Karl Gerold, der aus eigener Erfahrung stets die Bedeutung von Reisen junger Menschen zum Erwerb von Weltoffenheit und Weltzugewandtheit betonte.

FR-Chefredakteur und Herausgeber Karl Gerold hat die Stiftungsverfassung noch zu seinen Lebzeiten festgelegt. Die Stiftung wurde nach seinem Ableben aufgrund seiner testamentarischen Verfügung errichtet. In diese Stiftung haben Karl Gerold und seine Ehefrau Elsy Gerold-Lang wesentliche Teile ihres Vermögens eingebracht.

Dabei geht es ausdrücklich nicht alleine um das Abarbeiten konkreter, vor Reisebeginn durchgeplanter Recherchen, sondern daneben stets auch um Offenheit für neue, womöglich unerwartete

Fabian Franke ist freier Journalist und lebt in Berlin. Wann immer möglich, wandert oder radelt er in der Natur – die hier beschriebene Reise fand im Juli und August statt. FR



West: „Schengen grenzenlos“, Wanderweg-Schild auf luxemburgischer Seite.

Die Geräusche kehren gebetsmühlenartig wieder: Mein Atem, das Knarzen eines Rucksackriemens. Knarz, knarz. Irgendwann höre ich nichts anderes mehr. Ich überquere den Wandberg, steige wieder ab, ins Priental, laufe einfach immer weiter, überquere die Grenze nach Deutschland, dann wieder nach Österreich, ich merke es nicht einmal.

Die Nacht möchte ich an einem Ort verbringen, der deutlich macht, dass die

Grenzen menschengemacht sind – wie Gerhard aus Tirol sagt. Es wird die Nacht auf der Bergkette, zwischen den Ländern, unter dem Sternenhimmel. Bevor ich einschlafe, sammle ich in Gedanken Dinge, die vor Grenzen keinen Halt machen: Wolken. Hitze. Atomare Strahlung. Treibhausgas. Fluten. Stürme. Bienen, Wale, Vögel. Viren. Der Natur sind unsere Grenzen meist egal. Nur für Wildschweine gilt das nicht – ungeliebte Nachbarn.

DER WESTEN

VISIONEN

Schengen, der letzte Ort meiner Reise. Das luxemburgische Dorf liegt an der Mosel, am Dreiländereck mit Deutschland und Frankreich. Hier wurde am 6. Juni 1985 das Schengener Abkommen unterzeichnet, an Bord des Ausflugschiffes Princesse Marie-Astrid.

Auf der deutschen Seite, in Perl, schultere ich meinen Rucksack, folge der Brücke über die Mosel, erreiche nach wenigen Metern Luxemburg. Kleine Hinweisschilder geben mir die Richtung vor: „Schengen grenzenlos – Schengen sans frontieres“. Die Asphaltstraße führt durch Weinberge, verschwindet dann als Pfad im Wald. Hier überquere ich die Grenze nach Frankreich – wieder merke ich es erst beim Blick auf die Wanderkarte. In der Mittagshitze folge ich dem Weg über ein Kornfeld, dann durch niedriges Gebüsch, niemand ist unterwegs, selbst der Schatten macht Mittagspause.

Oben, auf dem Aussichtspunkt, fällt mir ein Sonnenschirm auf, der an einem Geländer befestigt ist. Darunter sitzen zwei junge Männer, mit freiem Oberkörper, muskulös, tätowiert. Ich trete näher heran und erkenne, warum sie so gebannt auf den Tisch zwischen sich starren: Sie spielen Schach.

Vielleicht sind es Thorsten aus Deutschland und Etienne aus Frankreich, die hier mit einem Schachspiel ihre europäische Freundschaft auffrischen – eine Begegnung voller Symbolhaftigkeit? Fehlzanzeige. Mathieu und Etienne sind beide Franzosen, die vergessen haben, einen Platz im Schwimmbad zu reservieren. Nun spielen sie hier und trinken dabei sechs Heineken.

Vom Aussichtspunkt schlängelt sich der Weg hinab durch die Weinberge, zurück nach Schengen. Vor dem Grenzmuseum treffe ich Sonja, Marga und Walter. Sie kommen aus dem deutschsprachigen Teil Belgiens und haben sich diesen Ort bewusst für ihren Urlaub ausgesucht. Sie sind von der Idee eines vereinten Europa begeistert. „Wir sind in einer Grenzregion die Unterschiede zwischen den Ländern gewohnt. Sie sind manchmal ein Problem, meistens aber bereichernd“, sagt Sonja. Sie sieht die Grenzkontrollen während der Pandemie skeptisch: „Wenn jedes Land nun selbst überlegt und sich abschottet, werden Grenzen präsent, die unter den Menschen gar nicht da sind.“ Walter steht daneben und nickt. „Ich glaube die Urväter des Europagedankens hatten große Visionen. Damals hätten wir vielleicht überlegt: Was können wir als Europa tun, diesen Virus zu besiegen?“, ergänzt er. „Aber heute tun sich manche schwer, so einer Vision Platz zu geben.“

Es ist eine Frage, die sich viele Menschen gestellt haben, denen ich begegnet bin: Treibt die Pandemie die europäischen Staaten auseinander? Oder kittet die Not sie zusammen, stärkt den Zusammenhalt über die Grenzen hinweg? Noch lange gehe ich mit diesen Gedanken am Moselufer auf luxemburgischer Seite entlang, blicke abwechselnd auf deutsche Felder und französische Weinberge. Ich muss an die Gespräche mit Marion, Justine, Gerhard und Sonja entlang meiner Reise denken. Sie zeigen, wie sehr die Pandemie die Bedeutung von Grenzen zurück in unseren Alltag bringt – manchmal mit direkten Auswirkungen auf unser Zusammenleben. Mehr denn je erscheint mir in diesem Moment die europäische Idee fragil. Vielleicht verlieren wir uns gerade jetzt zu oft im Kleinklein – dem gescheiterten Urlaub auf Mallorca, den Quarantänebestimmungen des Nachbarlandes – anstatt an große Lösungen zu denken, an europäische. Das könnte nicht nur den Umgang mit dem Virus solidarischer gestalten, sondern auch in andere Bereiche strahlen: Asylpolitik, Finanzhilfen, Migration.

„Solidarität ist ein wichtiges Thema über die Grenzen hinweg. Dass man schaut, wie es anderen Ländern geht, in Krisengebieten oder Flüchtlingslagern“, hatte Sonja vor dem Grenzmuseum noch gesagt, bevor wir uns verabschiedeten. Sie fügte einen Satz an, den man auch wie ein Arbeitsauftrag lesen könnte: „Daran muss man täglich arbeiten.“